

Rainer M. Schröder

# Der Todesengel von Florenz

Pater Angelicos zweiter Fall

Roman



*Den Mönchen der Zisterzienserabtei  
Himmerod in der Eifel  
in großer Verbundenheit gewidmet*

# 1

Es gab kein Entkommen. Die ersten Gehöfte entlang der Landstraße standen bereits in Flammen, als die *stradiotti* von zwei Seiten in das Dorf am Fuße des Monte Rotondo galoppierten. Die leichte Kavallerie des *condottiere* Bastiano Torentino fiel über die Dorfbewohner her wie ein Rudel Wölfe über eine Herde ahnungsloser Schafe.

Der Stahl der blankgezogenen Schwerter, der Streitäxte und Lanzen blitzte im grellen Mittagslicht des drückend heißen Augusttages. Nicht weniger unheilvoll funkelten Brustharnische, Stechhelme und Kettenhemden. Es war ein kaltes Glitzern, das den Tod ankündigte.

»Macht sie nieder!«, brüllte Bastiano Torentino, der als Söldnerhauptmann eine *corazza* von mehr als fünfhundert Mann befehligte und an der Spitze seiner Hauptstreitmacht ins Dorf preschte. »Alle! Ohne Ausnahme! Ihr Blut für das unserer Kameraden!«

Mit wilder Mordlust nahmen die vorderen Stradiotti den Befehl auf und gaben ihn brüllend nach hinten weiter. Sie wollten Vergeltung für ihre fünf Toten. Aber mehr noch tobte in ihnen – Landsknechte, die sie waren – die Wut darüber, dass eine Bande von Briganten es nicht nur gewagt hatte, die Wagen ihres weit zurückgefallenen Trosses zu überfallen, sondern auch noch mit den geraubten Pferden, Waffen und Vorräten in die nahen Berge hatte entkommen können. Diese Schmach zu tilgen, das vermochte nur Blut, und viel Blut musste es sein!

In seiner blindwütigen Rachsucht kannte Bastiano Torentino keine Gnade. Dass die Bauern und Dorfbewohner dieses Landstrichs mit der Räuberbande vermutlich nichts zu schaffen hatten und dass keiner von ihnen wusste, wo in den zerklüfteten Bergketten der Abruzzen die Räuber sich versteckten, kümmerte ihn nicht. Das Dorf lag im Feindesland, und damit gab es für ihn keinen Grund, auch nur einen Hauch von Milde walten zu lassen. Zumal der Feldzug nicht verlief wie erhofft. Unter solchen

Umständen war die Strategie der verbrannten Erde schon immer ein probates Mittel gewesen; man schwächte die feindlichen Truppen, indem man ihre Versorgung gefährdete.

Und so begann die Blutorgie. Ein erbarmungsloses Hauen und Stechen und Abschlachten, begleitet von infernalischem Geschrei, vom Gebrüll der wütenden Landsknechte, das die gellenden Klagen der wehrlosen Opfer noch übertönte.

Dichter Blutregen flog von den Klingen, die aus niedergestreckten Leibern gerissen wurden und vor dem nächsten tödlichen Hieb durch die Luft schnitten. Blut spritzte den Waffenknechten durch das hochgeklappte Visier ins Gesicht, lief in dreckigen Strömen über Brustpanzer und Kettenhemd. Es troff auf das Fell der Pferde, die unruhig die Nüstern blähten und so manchen Dorfbewohner, der gefällt und in den Dreck geworfen worden war, zu Tode trampelten.

Johlend machten die Landsknechte, bewaffnet mit Bogen oder Armbrust, Jagd auf jene, die aus dem Dorf zu fliehen suchten, lieferten sich einen Wettstreit, wer von ihnen aus dem Lauf heraus den besseren Schuss zu setzen vermochte.

Pfeile und Bolzen bohrten sich in magere Kinderrücken und rissen alte, faltige Kehlen auf. Und die Lanzenträger sprangen nach dem ersten Niederstechen vom Pferd, rammten Männern, Frauen und Kindern ihren Speiß in den Leib und nagelten so manches Opfer an ein Scheunentor, eine Schuppenwand oder Haustür.

Hier und da flog auch ein Seil über einen kräftigen Ast und brachte einem Dörfler den Tod durch den Strang. Und bald schon loderten die ersten Brandfackeln auf und flogen in Stallungen, Scheunen und Wohnhäuser.

Es hatte keine Bedeutung, wie jung oder wie alt oder welchen Geschlechts ein Dorfbewohner war – keiner kam mit dem Leben davon. Auch nicht der blinde Junge, der, seine Flöte in der Hand, am Dorfeingang direkt an der Landstraße auf einer Viehtränke saß. Bastiano Torentino selbst schlug ihm im Vorbeireiten den Kopf vom Rumpf – so gleichgültig, wie man ein Blatt von einem Strauch reißt und fallen lässt, ohne im Gespräch mit seinem Begleiter auch nur kurz zu stocken.

Als Angelico Crivelli wenige Minuten nach Beginn des Gemetzels mit der Nachhut und den leichten Geschützen im Dorf eintraf, bot sich ihm ein grauenhafter Anblick. Ihm war, als sei das, was in der Bibel als Apokalypse geschildert wurde und was schon mancher Maler in Bilder zu fassen versucht hatte, an diesem Ort Wirklichkeit geworden.

Wo er auch hinschaute, sein Blick fiel auf abgetrennte Gliedmaßen, zertrümmerte Schädel, gespaltene Brustkörbe, aufgeschlitzte Leiber und ein Meer von Blut, das den Boden tränkte und dunkle Lachen bildete. Schwärme erregter Schmeißfliegen umschwirrten die Leichen und saugten das Blut gierig auf. Die Luft war erfüllt vom beißenden Qualm der in Flammen stehenden Gebäude und dem Gestank von Urin, Fäkalien und aufgeletzten Eingeweiden.

Angelico Crivelli war mit den Schrecken des Kriegshandwerks vertraut, seit er denken konnte. Von Kindesbeinen an war er mit seinem Vater, der sein Leben lang als Wundarzt im Dienst von Condottieri gestanden hatte, im Tross von Söldnertruppen durch das in viele Herrschaftsgebiete zersplitterte Italien gezogen, von einem sommerlichen Feldzug und einem öden, endlos langen Winterlager zum anderen.

Er hatte das blutige Handwerk des Waffenknechts erlernt, weil es ihm weniger grausam erschienen war, als mit der Knochensäge Gliedmaßen zu amputieren oder unter schauderhaften Bedingungen – auf einem dreckigen Tisch, unter einer stockfleckigen Zeltplane – Verwundete zusammenzuflicken, was meistens doch nicht gelang.

Und so, wie er von klein auf den Umgang mit Waffen erlernt hatte wie andere das Färben von Stoffen oder das Backen von Brot, war ihm auch das Brandschatzen im Feindesland zur Gewohnheit geworden. Solches Vorgehen war ihm als ganz natürlicher, fester Bestandteil eines Feldzugs erschienen; selbst Krieg führende Kirchenfürsten und Päpste wendeten es an. Er hatte es als so selbstverständlich hingenommen wie die sprichwörtliche und allseits akzeptierte Käuflichkeit der Condottieri, die heute für den Herzog von Mailand in den Krieg zogen, morgen Verbündete des Dogen von Venedig waren,

übermorgen unter dem Banner der Republik Florenz ritten und sich nächste Woche vielleicht schon vom Papst oder vom König von Neapel die Taschen mit Gold füllen ließen.

Dennoch hatte er sich nicht bewusst und selbstständig dafür entschieden, sein Brot mit der Waffe zu verdienen, sondern war in das Leben eines Landsknechts unmerklich hineingewachsen. Und dann, vor nicht ganz drei Jahren – wenige Wochen nach dem plötzlichen Tod seines Vaters –, hatte er seinen Namen in das Soldbuch eines Truppenführers geschrieben, ohne groß darüber nachzudenken, was er damit tat.

Sechzehn war er damals gewesen, stolz auf den Sold und das Wehrgehänge, das er seither trug. Die nagenden Zweifel, ob er sein Leben wirklich mit der Waffe in der Hand zubringen und damit sein Seelenheil verwirken wollte, hatten sich erst später eingestellt. Nach seinem ersten Gefecht nämlich, nachdem der erste Blutstrom unter seiner Klinge geflossen war.

Beim Anblick des Massakers jedoch, das Bastiano Torentino und seine Stradiotti wie die Reiter der Apokalypse unter den Dorfbewohnern angerichtet hatten, gefror Angelico Crivelli das Blut in den Adern. Diese Gräueltat hatte mit den gewöhnlichen Härten eines Feldzugs nichts mehr zu tun. Hier hatten Männer hundertfach unschuldiges Leben niedergemetzelt, um eine persönliche, ohnmächtige Wut blutig zu stillen.

Abscheu stieg in ihm auf und zugleich der saure Geschmack von Übelkeit. Einer Übelkeit, die zu einem Gutteil ihm selbst galt. Die Erkenntnis, dass er als Landsknecht von Bastiano Torentinos Truppe an dieser Blutorgie mitschuldig war und dass dieses gottlose Handwerk nicht sein Leben sein konnte ... nicht sein *durfte*, traf ihn wie ein Keulenschlag in den Unterleib.

»Angelico! Verdammt noch mal, hörst du nicht?«, brüllte plötzlich jemand an seiner Seite. »Los, an die Arbeit! Die Sache hier wird zu Ende gebracht!«

Angelico fuhr aus seiner Schockstarre auf und sah Bastiano Torentino an, der blutbespritzt neben ihm im Sattel saß. Blut tropfte auch von der Klinge seines Schwertes.

»Warum um alles in der Welt habt Ihr dieses sinnlose Blutbad angerichtet?«, stieß er erschüttert hervor. »Die Leute dieses Dorfes haben uns doch nichts getan. All die unschuldigen Kinder und Frauen ...«

»Zum Teufel, jemand musste für das Blut unserer Kameraden bezahlen, und da hat es eben dieses dumpfe Bauernpack getroffen!«, schnitt der Condottiere ihm das Wort ab und herrschte ihn an: »Was soll das überhaupt? Du bist Landsknecht und nicht Samariter. Also behalt dein rührseliges Geschwätz für dich und tu, was ich dir befohlen habe, verdammt!«

»Und das wäre?«

»Hast du es jetzt auch noch auf den Ohren?«, blaffte Bastiano Torentino. »Du sollst ein paar Brandfackeln aus dem Wagen holen und gefälligst dabei helfen, diese elende Dorfkirche anzuzünden. Da haben sich einige verbarrikadiert. Aber das wird dem dreckigen Gesindel nicht viel helfen. So, und nun beweg deinen Arsch! Ich will in diesem Drecknest keine Wurzeln schlagen!«

Erst jetzt nahm Angelico die schrillen Schreie wahr, das Weinen und Flehen um Gnade, die aus dem armseligen kleinen Gotteshaus nach draußen drangen auf den mit Leichen übersäten Platz. Es waren Frauen und Kinder, die da schrien.

»Ihr müsst von Sinnen sein!«, entfuhr es Angelico, und er starrte den Condottiere mit einem Ausdruck fassungslosen Entsetzens an. »Habt Ihr denn kein Gewissen? Habt Ihr keinen Funken Anstand mehr im Leib, dass Ihr, ohne mit der Wimper zu zucken, wehrlose Kinder und Frauen abschlachtet und dort im Feuer elendig umkommen lassen wollt? Der Teufel muss in Euch gefahren sein!«

Bastiano Torentinos Zornesader schwoll an. »Du flaumbärtiges Bürschchen verweigerst mir, deinem Condottiere, den gebotenen Gehorsam?«, fauchte er und hob drohend das bluttriefende Schwert.

»Ein Condottiere, der ein Massaker an unschuldigen und wehrlosen Bauersleuten für rechtens und wohl auch noch für mannhaft hält, hat sein Recht auf Respekt verwirkt, von Gehorsam ganz zu schweigen!«, schleuderte Angelico ihm voller Verachtung entgegen. »Streich mich aus eurem Soldbuch und

vergesst auch den Lohn, den Ihr mir für die letzten drei Monate noch schuldig seid. Ich will Euer Blutgeld nicht! Mit Euch bin ich fertig, Torentino!«

»Aber ich nicht mit dir, du Bastard!«, schrie der Condottiere und schlug zu.

Instinktiv riss Angelico den rechten Arm hoch, und die dicke Lederstulpe seines Handschuhs nahm dem Schwerthieb einen Großteil seiner Wucht, doch sie bewahrte ihn nicht davor, dass die Klinge ihm quer über das Gesicht fuhr.

In dem Hieb lag noch genug Kraft, um ihn aus dem Sattel zu stoßen. Ein blutiger Schleier legte sich über seine Augen. Und noch während er fiel, verwandelte sich das Blutrot in ein abgrundtiefes Schwarz, das ihn verschlang und jeden Gedanken in ihm ertränkte.

## 2

Er versank in einem Meer von Blut und drohte zu ertrinken.

Was ihn rettete, war seltsamerweise eine Stimme. Sie kam von weit her und zog ihn nach oben, doch was sie sagte, blieb undeutlich. Dem Klang nach musste es sich um etwas Dringliches handeln. Diesen Eindruck verstärkte noch die Hand, die ihn sanft, aber beharrlich an der Schulter rüttelte, bis das Meer aus klebrigem Blut ihn endlich freigab und er die Augen aufschlug.

»Pater Angelico, es wird Zeit!«

Die grässlichen Bilder seines Alptrahms verflüchtigten sich wie Rauch im Wind. Stöhnend drehte er sich auf der gepolsterten Ruheliege zu der Stimme um. Im schwachen Schein eines Öllichts nahm er über sich das zart geschnittene Gesicht einer Frau wahr, die mit seltsam mildem und zugleich mitleidigem Blick auf ihn herabsah.

In seiner Benommenheit hätte er beinahe Lucrezias Namen gemurmelt, doch er konnte den Impuls gerade noch unterdrücken, als ihm bewusst wurde, dass er in das Gesicht von Rebecca blickte, der sanftmütigen Frau des Hebräers und Pfandleihers Gershom Jezek. Und damit wusste er augenblicklich auch, wo er sich befand, nämlich im *prèstito* seines jüdischen Freundes. Das heißt, genau genommen hielt er sich nicht in Gershoms Pfandleihe auf, sondern im hinteren, verschwiegenen Teil des Hauses. Dort, wo am Fuß einer kurzen Treppe in dämmrigen Kellergewölben der Ort sanfter Träume und seliger Weltvergessenheit auf jenen wartete, der sich in einer der Nischen auf ein weiches Ruhelager sinken ließ und sich dem Rausch des Opiums hingab.

Die Griechen hatten dem Saft des Schlafmohns diesen Namen gegeben, und Homer hatte ihn in der *Ilias* als die »Blume der Demeter« besungen. Doch vermutlich hatten schon Tausende Jahre vor ihm andere den Tränen des Mohns gehuldigt, die ebenso Segen sein konnten wie Fluch.

»Es wird Zeit, Pater Angelico«, sagte Rebecca Jezek erneut mit gedämpfter Stimme und drehte den Docht der Öllampe, die am Kopfende des Ruhelagers auf einem kleinen Wandbord stand, etwas höher. Nun reichte der gelbliche Schein über das kissenreiche Lager in der halbrunden Nische hinaus und hob auch den Beistelltisch mit der Wasserschüssel aus buntem Majolika-Steingut und dem ordentlich gefalteten, sauberen Handtuch aus der Dunkelheit. Licht fiel auch auf einen gefüllten Zinnbecher und ließ die bunten Glasperlen an den Schnüren leuchten, die als Vorhang vor der Gewölbenische dienten. Bis zu dem gusseisernen Dreifuß im Gang, auf dem in einem Becken Kohlen glühten und in dem Gewölbe für Wärme sorgten, reichte das Licht allerdings nicht.

Pater Angelico blinzelte.

»Wenn Ihr Euch jetzt nicht auf den Weg zum Kloster macht, kommt Ihr zu spät zu Euren Nachtgebeten«, sagte Rebecca. »Gern hätte ich Euch schlafen lassen. Aber Ihr habt darum gebeten, dass ich Euch zur rechten Zeit wecke.«

Pater Angelico machte ein erstauntes Gesicht und richtete sich schwerfällig auf. »Es ist schon Zeit für die Vigilien?« Seine Stimme war rau, fast kratzig, und machte ihm bewusst, wie ausgetrocknet seine Kehle war.

Rebecca Jezek nickte.

»Gütiger Gott!« Pater Angelico schwang die Beine über die Kante der Liege und rieb sich die Augen. Er konnte kaum glauben, dass die Nacht schon halb verstrichen war und die Vigilien ihn zurück nach San Marco riefen, in die Gemeinschaft seiner Klosterbrüder.

Er war müde, fühlte sich völlig zerschlagen. Aber wann hatte er sich in den vergangenen Wochen einmal nicht so gefühlt? Die Fertigstellung des Gemäldes für Lorenzo de' Medici, den Stadtherrn von Florenz, und das Ausmalen der Hauskapelle im Palazzo der Petrucci lagen ihm auf der Seele und waren doch die geringsten seiner Probleme. Was ihn viel mehr beunruhigte und bis ins Innerste aufwühlte, war die Tatsache, dass sein Klosterleben bedrohlich aus den Fugen geraten war. Und dabei spielte Lucrezia, die ebenso eigensinnige wie verstörend anmutige

Tochter des steinreichen Wollfabrikanten und Medici-Günstlings Marsilio Petrucci, keine unbedeutende Rolle.

»Ich habe Euch einen Schluck Weißwein gebracht.« Rebecca Jezek wies auf den Zinnbecher neben der Waschschüssel. »Der Vernaccia ist herrlich kalt, und ich habe ihn leicht verdünnt, so wie Ihr es mögt. Er wird Euch erfrischen.«

»Daran habt Ihr gut getan«, murmelte Pater Angelico, griff nach dem Becher und nahm einen kräftigen Schluck. Kühl und belebend rann der Wein durch seine ausgedörrte Kehle. »Was ich von Eurem Mann leider nicht sagen kann! Hintergangen hat er mich, dieser Schuft! Und zwar aufs Übelste!«

Schuldbewusst sah sie ihn an. »Nun ja, er macht sich Sorgen um Euch«, sagte sie zur Verteidigung ihres Mannes und zuckte hilflos die Achseln. »Also grollt ihm nicht allzu sehr. Er hat es gut gemeint mit Euch.«

Pater Angelico schnaubte. »Weiß der Teufel, was Gershom da zusammengebraut und mir als Opium verkauft hat«, sagte er grimmig, »von der Blume der Demeter hat sich jedenfalls nicht ein lausiger Tropfen in seine Mixtur verirrt, das ist so sicher wie das Amen in der Kirche!«

Sie seufzte. »Gewiss, und ich hätte auch nicht das Gegenteil behauptet.«

»Also was in Gottes heiligem Namen hat er da zusammengerührt?« Tatsächlich fühlte er sich um den versprochenen Rausch und die köstlichen Stunden seliger Weltentrückung und völligen Vergessens schändlich betrogen. Dabei hatte seine gequälte Seele doch so sehr danach verlangt!

»Ein starkes Schlafmittel mit einer winzigen Prise Engelstrompete und Bilsenkraut, soviel ich weiß. Es sollte Euch nur schnell einen tiefen Schlaf bringen. Ihr wart erschöpft und zugleich so aufgewühlt.« Sie machte eine entschuldigende Geste.

»Und warum hat er mir vorgegaukelt, es sei sein bestes Opium?«, fragte er verdrossen und rieb sich die Narbe, die sich vom Wangenknochen unter dem linken Auge als feine weißliche Linie bis zum Kinn zog. Bis an sein Lebensende würde sie ihn an Bastiano Torentinos Schwerthieb erinnern – und an die

entsetzliche Blutorgie am Fuße des Monte Rotondo. Wenngleich es dieser Narbe als mahnendes Zeichen nicht bedurfte. Dass er nicht vergaß, wer er einmal gewesen war und welche Schuld er in seiner Zeit als Landsknecht – wie kurz sie auch gewesen sein mochte – auf seine Seele geladen hatte, dafür sorgten schon die Albträume. Zwar waren sie in den mehr als sechzehn Jahren, die er nun schon den Habit eines Dominikanermönchs trug, seltener geworden und suchten ihn barmherzigerweise längst nicht mehr jede Nacht heim. Aber sie quälten ihn doch noch regelmäßig genug, um die Erinnerung beklemmend wachzuhalten. Und gänzlich freigeben würden sie ihn wohl nie. Auf die Treue der Dämonen, die man selbst erschaffen hatte, war Verlass.

Rebecca Jezek bedachte ihn mit einem fast demütigen Blick. »Habt die Güte und seht es ihm nach. Er macht sich, wie ich schon sagte, Sorgen um Euch. Ihr wisst, wie sehr er Euch schätzt. Gerade deshalb wollte er nicht zulassen, dass Ihr in einem Moment der Schwäche und Erschöpfung wieder ... nun ja, der Verlockung des Opiums erliegt«, sagte sie verlegen. »Wo Ihr doch so lange und so hart darum gekämpft habt, Euch von der Sucht zu befreien.«

Damit rührte sie an einen wunden Punkt. Nun war es an ihm, betreten dreinzuschauen. Er wich ihrem Blick aus, machte sich an seiner weißen Tunika zu schaffen und zupfte das gleichfalls weiße Skapulier unter dem schlichten Gürtel zurecht. Die Bemerkung rief ihm den heiligen Schwur ins Gedächtnis, den er erst wenige Monate zuvor, am Hochfest von Mariä Geburt, vor dem Altar der seligen Jungfrau abgelegt hatte, nämlich, der Versuchung dieser süchtig machenden Weltentrückung fortan viel entschiedener zu widerstehen. Und Gershom wusste von seinem Schwur, hatte er ihm doch selbst davon erzählt, als sie bei Brot und einem Krug Wein im *Giardino* die Sonne eines der letzten warmen Oktobertage genossen hatten.

»Seine Sorge ehrt ihn, verleiht ihm aber nicht das Recht, darüber zu entscheiden, ob oder wie ich meine Dämonen im Zaum halte!«, knurrte er, leerte den Becher und knallte ihn auf den Tisch.

Rebecca nahm ihn an sich. »Übrigens werdet Ihr das Geld, das Ihr meinem Mann für das Opium gezahlt habt, in der Tasche

Eurer Kutte wiederfinden.«

»Teufel auch, das sieht ihm ähnlich! Aber wenn ich in Windeln gewickelt zu werden wünsche, steige ich wohl kaum in ein Opiumgewölbe hinab, sondern suche mir eine Amme!«, gab Pater Angelico zurück, trat an die Waschschüssel und schaufelte sich mit beiden Händen Wasser ins Gesicht. »Sagt ihm das, Rebecca! Aber nein, das soll Eure Sache nicht sein! Ich werde Gershom selbst sagen, was es zu seinem Gebaren als selbst ernannte Amme zu sagen gibt!«

Rebecca Jezek reichte ihm das Handtuch und nickte mit jener verständnisvollen Miene, die Frauen aufsetzten, wollten sie einem Mann zu verstehen geben, dass er sich ihrer Nachsicht sicher sein konnte, auch wenn er nichts begriffen hatte und zweifellos im Unrecht war.

»Tut das. Ihr wisst, dass er ein offenes Wort schätzt und Euch keine Antwort schuldig bleiben wird«, sagte sie hintersinnig. »Aber jetzt solltet Ihr Euch erst einmal sputen, damit Euer Seelenheil keinen Schaden nimmt.«

Das sagte sie mit solchem Ernst, dass der darin verborgene gutmütige Spott umso deutlicher wurde. Trotz seiner finsternen Stimmung konnte Pater Angelico nicht anders als lächeln. »Wenn sich die Frau eines Hebräers um das Seelenheil eines Klosterbruders sorgt, dann wird es wirklich höchste Zeit, das Weite zu suchen und in den barmherzigen Schoß der Mutter Kirche zurückzukehren«, entgegnete er und trocknete sich flüchtig Gesicht und Hände ab. Dann griff er zu seiner schwarzen, grobwoollenen *cappa* und legte sich den Umhang um die Schultern.

Rebecca trat hinaus in den Gang und hielt ihm den Vorhang aus bunten Perlenschnüren auf. »*Schalom*, Pater Angelico.«

Er nickte ihr mit einem freudlosen Lächeln zu. »*Pax vobiscum*, Rebecca«, murmelte er. Augenblicke später trat er durch die Hintertür hinaus in den Hof und die kalte, regnerische Februarnacht.

### 3

Der Mann, der in Santa Croce im tintenschwarzen Schatten eines Torbogens stand und mit einer Mischung aus nervöser Anspannung und freudiger Ungeduld die von heftigen Regenschauern gepeitschte Kreuzung des Borgo Pinti mit der Via dei Pilastrini im Auge behielt, lächelte zufrieden. Für sein Vorhaben hätte er sich kein besseres Wetter wünschen können.

Zweifellos war es ein gutes Omen, dass zur rechten Zeit solche Regenmassen vom Himmel stürzten. Die böigen Schauer spülten nicht nur den Dreck in die Abflussrinnen und Abwasserkanäle, sondern trieben auch jeden in den Schutz seiner Behausung, der dem hässlichen Wetter nicht um jeden Preis trotzen musste. Keiner der streunenden Straßenköter, die man gewöhnlich zu allen Tages- und Nachtstunden überall in der Stadt antraf, zeigte sich. Nicht einmal das dreiste Rattenpack, das so leicht durch nichts zu verscheuchen war, wagte sich aus seinen Löchern und Spalten.

Was dem Mann jedoch noch weitaus mehr zupasskam, war der Umstand, dass er bei diesem Wetter vor den *Wächtern der Nacht*, die üblicherweise nach Mitternacht zu zweit durch die Stadt patrouillierten, nicht auf der Hut zu sein brauchte. Von diesen Bütteln der Kommune, die jeden anhielten, einem mit ihrer Laterne ins Gesicht leuchteten und barsch über Kommen und Gehen Auskunft verlangten, hatte er in dieser Nacht nichts zu befürchten. Die selbstgerechten Kerle hatten sich mit Sicherheit längst in die nächste Wachstube geflüchtet, um dort das Ende des Unwetters abzuwarten.

Während er die Kreuzung hinter den wehenden Regenschleiern nicht aus den Augen ließ, kreisten seine Gedanken wieder einmal um sein jüngstes Lieblingsthema – nämlich die Schlechtigkeit des Menschen.

Mit seiner Überzeugung – dass der Mensch an sich unweigerlich schlecht sei – befand er sich in allerbesten Gesellschaft, hatte er doch den Allmächtigen auf seiner Seite. Dass

es Gott reute, den Menschen erschaffen zu haben, war schon auf den ersten Seiten der Heiligen Schrift belegt.

*Der Herr sah, dass auf der Erde die Schlechtigkeit des Menschen zunahm und dass alles Sinnen und Trachten seines Herzens immer nur böse war.*

Ja, so stand es in Genesis 6, Vers 5 geschrieben, klar und deutlich. Und selbst der alte Noah war der Sintflut mit seiner Familie nur deshalb entkommen, weil er vor den Augen des Herrn Gnade gefunden hatte! Was ja wohl den logischen Rückschluss zuließ, dass auch er keinen Anspruch auf Rettung gehabt hatte, sondern einfach nur ein bisschen weniger schlecht gewesen war als der Rest der Menschen.

Und Noah *war* ein mieser Kerl und obendrein ein maßloser Säufer gewesen, daran gab es nichts zu rütteln! Wie verdorben sein Charakter war, konnte man schließlich in Genesis 9 nachlesen. Kaum hatte der alte Knacker wieder trockenen Boden unter den Füßen und die Ernte seines ersten Weinbergs eingefahren, da betrank er sich auch schon sinnlos und lag in seinem Rausch schamlos nackt in seinem Zelt. Wusste der Teufel, wieso er nichts am Leib hatte, aber man konnte sich schon denken, was er außer Saufen in seinem Zelt noch trieb. Jedenfalls bot er am Morgen so splinternackt gewiss keinen schönen Anblick. Was auch sein Sohn Ham fand, als er das Zelt des Vaters betrat. Er erzählte seinen beiden Brüdern davon, und sie schnappten sich einen Überwurf und bedeckten damit die Blöße ihres Vaters.

Und was tat dieser Saufbold, als er davon erfuhr, dass Ham ihn in all seiner widerlichen nackten Pracht gesehen und seinen Brüdern davon erzählt hatte? Dieser lotterhafte Tyrann geriet dermaßen in Wut, dass er eine lästerliche Verwünschung ausstieß. Aber er verfluchte nicht seinen Sohn Ham, sondern dessen Sohn Kanaan! Was immer der alte Kerl meinte, seinem Sohn vorwerfen zu können, er bestrafte nicht ihn, sondern seinen ahnungslosen und vollkommen unschuldigen Enkel! Was für ein widerlicher Hund! Aber wenn schon Noah von so üblem Charakter gewesen war, dann konnte es kein Zufall sein, dass in der Bibel über Noahs Frau, seine Söhne und deren Frauen, die mit ihm auf der Arche entkommen waren, bis auf diese kurze Passage nichts weiter

geschrieben stand. Keiner von ihnen konnte wirklich vor Gott bestehen. Wie sonst war die bezeichnende Stelle im Buch Genesis zu erklären, in der es hieß, dass *alle* Wesen aus Fleisch auf der Erde verdorben lebten?

Und genauso war es. Ob nun vor oder nach der Sintflut, die Welt war von Grund auf schlecht und der Mensch böse, ein durch die Erbsünde vom ersten Tag an verdorbenes Geschöpf, das sich durch eigenes Tun niemals von seiner Schuld reinwaschen konnte. Deshalb war der Mensch verloren, wie sehr er auch versuchen mochte, ein rechtschaffenes und gottgefälliges Leben zu führen. Was immer er an frommen Werken vollbrachte und an ruchlosen Taten unterließ – nichts davon konnte ihm das Tor zum Himmelreich öffnen. Selbst wenn er danach trachtete, wie ein Heiliger zu leben, auch das vermochte die ihm innewohnende Schlechtigkeit nicht zu tilgen. Allein die Gnade Gottes, dessen Barmherzigkeit grenzenlos war, konnte den sündigen Menschen vor der ewigen Verdammnis retten.

Eine ausgesprochen befreiende Erkenntnis, wie er fand. Befreiend insbesondere für jemanden wie ihn, der beschlossen hatte, zum Mörder zu werden.